

Heiliger war. Alle ändern — Bischöfe, Erzbischöfe und Päpste — erdrückte der Panzer.

Offen lagen die Karten Satans vor dem Herrn: Triumphale Herrschaft über die Welt gibt es augenblicklich für dich nur im Bunde mit mir.. — So offen legt der Versucher ändern die Karten nicht auf den Tisch. Es muß durchaus nicht wie Teufelsdienst aussehen, wenn Kirchenmänner politisch rührig werden. Muß gewiß auch nicht immer Satansdienst sein. Doch sind wir gewarnt!

Nichts aber denke ich mir schwerer, als das zu sein,, wonach doch heute das Chaos der Völker schreit: christlicher Staatsmann.

P. Warnke.

Was hat die Evangelische Kirche in Ausrichtung der biblischen Botschaft zur sozialen Frage zu sagen?

I. Was versteht man unter sozialer Frage? *

Wenn man auch in den vergangenen Jahrzehnten bis heute sehr heftig über die soziale Frage gestritten hat, so ist sie doch keineswegs neu. Schon im alten Rom kämpften die Patrizier mit den Plebejern um ihre Gleichberechtigung, und im späteren Mittelalter standen sich in den Städten die Kaufleute und Handwerker und im eigenen Bereich wieder die Meister und Gesellen gegenüber. Doch hatte damals die soziale Frage noch nicht den bedrohlichen Charakter angenommen, den sie später zeigte. Eine gemeinsame Anschauung über Leben, Staat und Religion verband wiederum die streitenden Gruppen. Erst die moderne Industrie, die wiederum nicht ohne die Technik und den Aufschwung der Naturwissenschaften zu denken ist,, hat den vierten Stand des Fabrikarbeiters geschaffen, der sich aus der bestehenden Gesellschaftsordnung ausgeschlossen sah. Dies Gefühl wurde noch dadurch gesteigert, daß er nicht nur materiell unsicher lebte, sondern auch, da er vom Lande in die Stadt gekommen war, an seinem neuen Wohnort keine neuen inneren Bedingungen und keine neue Heimat vorfand. Die oft sehr einförmige Arbeit in dem neuen Beruf hat weiter dazu beigetragen, ihn seelisch veröden und vereinsamen zu lassen. Die Unzufriedenheit mit diesen Verhältnissen hat in den Ländern, in welchen die Großindustrie einen nach Millionen zählenden Arbeiterstand entstehen ließ, zum Anwachsen sozialistischer und kommunistischer Bewegungen geführt, die unter internationaler und neuerdings auch unter nationaler Parole (Nationalbol-schewismus) zum Umsturz oder mindestens zur radikalen Änderungen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsverhältnisse aufrufen. In manchen Ländern haben sie bereits mit Gewalt oder dem Stimmzettel die politische Macht erobert.

Die beiden letzten Weltkriege haben in einer bestimmten Hinsicht die soziale Not in Europa eher verschärft als gelöst. Zu der Notlage des vierten Standes, die zwar nicht mehr überall so groß ist wie noch vor einigen Jahrzehnten, ist die des akademischen Proletariats, des Rent-

*) Vortrag auf der Theol. Freizeit in São Leopoldo am 6. Juli 1950.

ners und besonders des Vertriebenen, Ausgebombten und Ausgestossenen getreten. In Westdeutschland bilden letztere allein über ein Viertel der Bevölkerung. Man redet ganz offen schon von einem fünften Stand. Auch auf der anderen Seite hat sich innerhalb der kapitalistischen Ordnung ein freilich äußerlich nicht so bemerkbarer Strukturwandel vollzogen. Vor einigen Jahren erschien ein Buch mit dem Titel: „Die Herrschaft des Managers.“ Es bewies, daß besonders in den großen Unternehmungen, den Aktiengesellschaften, nicht mehr der Besitzer, sondern der Direktor, Ingenieur und Geschäftsführer die wirkliche Leitung haben. Durch diese Verbeamtung ist natürlich eine Schwächung der privaten, wagefreudigen Initiative gegeben, die zugleich noch von der staatlichen Gesetzgebung eingeschränkt oder geleitet wird. Ein solcher Zustand, der besonders für Nordamerika und europäische Länder charakteristisch ist, hat zur Folge, daß der Gegensatz: Arbeitgeber-Arbeitnehmer in der früheren Weise weitgehend nicht mehr, mindestens nicht überall besteht.

II. Wie stellt sich die soziale Frage in Brasilien dar?

In diesem Lande gibt es keine Flüchtlinge und Ausgebombte, auch kennt man kaum die Not des Rentners und des akademischen Proletariats oder doch nur in kleinem Umfang. Ferner gehört eine umfassende Großindustrie noch zu den Ausnahmen, wenn sich auch hier und da schon amerikanische Methoden zeigen. Mag auch die Zahl der unpersönlich gerichteten Aktiengesellschaften ständig zunehmen, so beherrscht doch wohl noch, zumal im Süden, der kleinere und mittlere Betrieb, den der Besitzer oft noch selbst aufgebaut hat, und welchen er wirklich leitet und übersieht, das Wirtschaftsleben. Das schließt gerade oft ein gewisses patriarchalisches Verhältnis des Brotherrn zu seinen Arbeitern ein. Strebende Handwerker und gelernte Arbeiter können noch vorwärts kommen und einmal selbständig werden.

Landflucht ist nicht unbedingt geboten, da noch Raum für die Siedlungen vorhanden ist. Durch Ausbau und Verbesserung des Verkehrsnetzes wird er immer mehr erschlossen. Zugleich müssten und könnten die Fruchtbarkeit des Landes und das milde Klima hindern, daß jemand, der noch arbeitsfähig ist, hungert und friert. Ein entsprechendes Wort lautet: Keiner, der arbeiten will, braucht hier zu verhungern. Eine wirkliche Arbeitslosigkeit, wie sie die hochindustrialisierten Länder von Zeit zu Zeit heimsucht, kennt Brasilien nicht. Freilich ist der geringe Lebensstandard im Verhältnis zu USA und Europa nicht zu bezweifeln. Um diesen „Pauperismus“ zu beseitigen, ist gewiß zu nächst einmal eine Steigerung der Produktion notwendig, wie überall mit Recht gefordert wird. Es ist jedoch zu fragen, ob die Steigerung des nationalen Reichtums in jedem Fall diesen Schichten zugute kommt. Die Erfahrungen in hochkapitalistischen Ländern, die sich ja durch besonders hohe Produktionskraft auszeichnen, sprechen keineswegs für die unbedingte Richtigkeit der Gleichung: Gesteigerte und erweiterte Produktion = gehobener Lebensstandard für alle. Schon vor Jahrzehnten veröffentlichte der nordamerikanische Bodenreformer Henry George eine

Schrift mit dem bezeichnenden Titel: Fortschritt und Armut. Wir sagen darum, daß die soziale Frage keineswegs nur eine Produktionsangelegenheit ist, so sehr sie das gerade in Brasilien auch ist. Sie stellt eben nicht nur ein Erzeugungs- sondern auch ein Verteilungsproblem dar.

Wodurch ist der besondere Charakter der sozialen Frage in Brasilien bestimmt?

1) Infolge der Grösse des Landes und der Verschiedenartigkeit der Gegenden sind die Unterschiede in ihnen sehr groß. Die Höhe des Preises und damit die Lebenserhaltung hängt stets von den Verkehrsbedingungen und der Nähe einer entsprechenden Landwirtschaft ab. Ferner sind die Nöte eines im serfão lebenden Landarbeiters und des Kaboclos anders als die eines Mannes, der in einer städtischen Fabrik beschäftigt ist. Der erstere kann trotz wirtschaftlicher Not eine gewisse Liebe zur Heimat haben, was dem anderen trotz wirtschaftlicher Besserstellung schwerer ist. Er ist also mehr entwurzelt als der andere. Beide meinen wohl in vielen Fällen unter dem Druck eines harten Brotherrn (Patrão) zu stehen, gegen den sie sich innerlich auflehnen. Oft hindert aber die mangelnde Bildung diese Menschen daran, aus ihrer elenden Lage jemals herauszukommen.

2) So wirkt gerade das Analphabetentum, das USA und Europa in diesem Maße kaum kennen, hemmend auf jeden wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt ein. Solange dieser Zustand andauert, ist eine gewisse, wir sagten schon: patriarchalische Führung der unteren Schicht durch Brotherrn und Staat notwendig. Ein Vergleich der Wählersumme Brasiliens mit der Englands, das etwa die gleiche Bevölkerungszahl hat, lehrt, wie sehr ersteres noch von einer wirklichen Demokratie entfernt ist. Der Staat und andere Organisationen bemühen sich darum, das Analphabetentum einzuschränken und zu überwinden.

Freilich können Vermittlung von Wissen und Gründung von Schulen nur gewisse Voraussetzungen und Möglichkeiten zur Lösung der sozialen Frage schaffen. Fehlt diesem Tun ein entsprechendes Ethos und begnügt man sich mit einer planlosen, nur auf äußere Erfolge ausgehenden Arbeit, so könnte eher das Gegenteil eintreten. Vor zehn Jahren sagte einmal ein Universitätsprofessor in Porto Alegre: Die Halbalphabeten seien für unser Land eine größere Gefahr als die Analphabeten. Er meinte, daß z. B. unverdauter Wissensstoff, überhaupt die hemmungslose Jagd nach Diplomen mehr schade als nütze. Besserwisser und Halgebildete sind ja im Grunde gespaltene Menschen. Ihre offenen oder geheime Unzufriedenheit läßt sie zu Demagogen werden, wenn sie sich mit einem entsprechenden Ehrgeiz verbindet. Daß sie dann die soziale Frage eher verwirren als zu ihrer Lösung beitragen, dürfte klar sein.

3) Schließlich ist Brasilien, das im Gegensatz zu den meisten europäischen Staaten aus Menschen verschiedener Abstammung gebildet ist, ein Einwandererland, das sich erst noch zu einer Einheit formen soll. Im allgemeinen geschieht das in der Geschichte nicht ohne Spannungen und Krisen. Die Weiträumigkeit und die reichen Möglichkeiten des Landes haben bis jetzt noch verhindert, daß es zu einem wirklichen dauernden Kampf zwischen den Angehörigen verschiedener Abstam-

mung gekommen ist. Zu fragen ist aber, ob z. B. die Negerbevölkerung bei zunehmender Kenntnis der Schrift nicht mehr soziale Forderungen anmelden wird. Ferner wäre es immerhin möglich, daß einmal ein neuentfachter Nativismus sich mit einer sozialen Empörung gegen die Schicht der Kapitalisten verbindet, von denen ja ein grösserer Teil im Süden den Deutschen und Italienern angehört. Es wird einer verantwortungsbewußten Haltung dieser Kreise selbst sowie einer freiheitlichen Gestaltung des staatlichen Lebens, die jedem den nötigen Raum zur Entfaltung gibt, im Bunde mit einer entsprechenden sozialen Gesetzgebung schon jetzt bedürfen, um diesen Gefahren zu begegnen.

III. Hat die Kirche überhaupt eine soziale Aufgabe?

Ist auch dem bisher Gesagten die soziale Frage in Brasilien in der Hauptsache eine Angelegenheit der Produktion, des Verkehrs, der Erziehung und Gesetzgebung? Gewiß ist sie das auch und zunächst einmal! Aber die besten staatlichen Maßnahmen und Gesetze nützen bekanntlich nichts, wenn sie im falschem Geist gehandhabt werden, wenn man sie starr und bürokratisch ausführt, ohne die besonderen Bedingungen der Menschen und Landschaften genügend zu berücksichtigen. Auf diesen Punkt hat A. J. Renner in Artikeln im „Diario de Noticias“ aufmerksam gemacht. Und der holländische Staatsmann Patijn meint, eine starre Sozialpolitik laufe Gefahr, „für große Teile der Bevölkerung die Lebensbedingungen nicht zu sichern, sondern auf die Länge gesehen genau das Gegenteil zu tun, nämlich sie durch Versündigung an den wirtschaftlichen Gesetzen zu verschlechtern“ („Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan“, III, S. 205. Genf und Zürich 1948). Werden uns schon durch einen solchen Hinweis die Grenzen staatlicher Gesetzgebung auf sozialem Gebiet erneut klar, so sind die auf skrupellose Vermehrung des Reichtums gerichtete Gier und die ebenso verbreitete Sucht nach einem bequemen, aber mit viel Geld ausgestatteten Dasein überhaupt nicht oder kaum mit staatlichen Maßnahmen zu treffen, da diese wohl dem äußeren Menschen etwas verbieten oder befehlen, nicht aber über die letzte Gesinnung oder auch Gesinnungslosigkeit herrschen können. Der junge brasilianische Protestant João del Nero ruft in seinem mit Begeisterung und Sachkunde geschriebenen Büchlein „Problemas sociais do mundo atual“, 1945, die Christen auf den Plan gegen die „Idolatria da riqueza“, a degradação do homem als den „inimigo comum“ (Pag. 186): „Cristianismo integral, pode, pois apelar aos homens de boa vontade, porque lhes oferece uma causa por que lutar — a cristianização da ordem social e econômica“ (Pag. 180). Ein solcher Kampf sei ein Kreuzzug gegen Laster und soziale Übel.

Eine Kirche, die ihre Predigt von der Liebe bewähren möchte, kann gewiß dazu beitragen, den Geist im öffentlichen und privaten Leben moralischer zu gestalten. Und daß dies in der westlichen Welt ganz dringend nötig, ja eine Lebensfrage ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Schon die natürliche Einsicht sagt uns, daß die heute so weit verbreitete „realistische“ Ansicht in Wirtschaftsdingen, die beim Besitzenden in dem Grundsatz gipfelt: Geldverdienen um jeden Preis — und beim Arbeiter zur Bejahung von wilden Streiks und Drückebergerei führen kann, überhaupt

der Verzicht auf Opfersinn und Anstand letztlich die Grundlagen untergräbt, auf welchen alle menschliche Gemeinschaft beruht. Hat die Kirche nun die anscheinend notwendige und dankbare Aufgabe, diese von innen her neu zu festigen, wobei man an das biblische Wort vom Salz denken mag, das die Welt vor der Auflösung bewahrt?

Damit ist jedoch die Aufgabe der Kirche in dieser Sache nur sehr äußerlich, ja unzutreffend gekennzeichnet. Man kann nicht nur auf die Früchte sehen und dabei die Wurzel und den Stamm zu vernachlässigen. Die Existenz der Kirche ist nicht nur oder schon deshalb zu rechtfertigen, weil sie „die Liebe predigt“, welche das Leben der Welt vertiefen, klären und moralisieren kann oder die dazu gut ist, die Wunden zu verbinden, welche der Lebenskampf schlägt. Es sei noch einmal gesagt, daß sie auch diese Aufgabe hat. Aber diese ist ihr ernsthaft nur darum gestellt, weil sie wesensmäßig eine direkte und spannungsvolle Beziehung zur Welt und sie ihr gegenüber das „Wort Gottes“ hat. Es ist ja nicht wahr und bedeutet mystische, idealistische oder auch pietistische Verengung, daß man den Raum und die Zuständigkeit der Kirche im engeren Sinne auf die „Seele“ und ihr Verhältnis zu Gott beschränkt. Die christliche Verkündigung wendet sich gewiß zunächst an den Einzelnen, aber zugleich immer an den ganzen, also auch an den sogenannten äußeren Menschen. Paulus ruft Röm. 12, 1 dazu auf, die Leiber Gott zur Verfügung zu stellen, und Jesus hat einmal einem Reichen geraten, auf seinen Besitz zu verzichten, von den sozialreformerischen Forderungen der alttestamentlichen Propheten ganz zu schweigen. Die Bitte um das tägliche Brot, das der Herr geben soll, steht zwar nach der Bitte um das Kommen des Reiches Gottes, aber sie befindet sich doch auch im Vater-unser! Es liegt also Gott daran, daß wir ausreichend zu essen haben. Er kümmert sich also nicht nur um die „Seele“, sondern um unser ganzes Leben, wozu auch die äußeren Dinge gehören, die es tragen, fördern und hemmen. Da der heutige Mensch, also auch der Christ und die vom Christentum einmal geformte abendländische Gesellschaft, vornehmlich von Sorgen wirtschaftlicher und sozialer Art bewegt wird, die er in unserer unruhig bewegten Zeit als besonders drückend empfindet, muß die Kirche Christi darüber ein Wort sagen, wenn sie vom heutigen Menschen ernst genommen werden und zugleich ihrem Herrn, der über alles gesetzt ist, treu bleiben will. Es ist darum wohl kein Zufall, daß fast alle Kirchen der Gegenwart sich zur sozialen Frage geäußert haben, wie sie sich im 16. Jahrhundert zu der Frage nach der Aneignung des Heiles und in den ersten Jahrhunderten zur Christusfrage kundtun mußten.

IV. Was sagt die katholische Kirche zur sozialen Frage?

In den letzten Jahren haben wiederholt hohe geistliche Würdenträger in Brasilien zur sozialen Frage geredet. Nicht nur der Erzbischof Scherer von Porto Alegre und der Kardinal Primas in Rio de Janeiro, der ihr ein ganz besonderes Interesse entgegenbringt, sondern auch die katholische Kirche als solche hat ein soziales Programm verkündigt. Sie zitiert dabei immer wieder die berühmte Enzyklika des Papstes

Leo XIII. aus dem Jahre 1891, die nach ihren Anfangsworten „Rerum Novarum“ heißt. Sie ist wie alle offiziellen Erklärungen dieser Art gut durchdacht und inhaltlich ausgewogen, beruht sicherlich auf gründlichen Studien und bildet auch heute noch die Norm. Sie wendet sich besonders gegen den Sozialismus. Zum Vorwurf macht sie ihm, daß er die natürliche Ungleichheit der Menschen übersehe. Deshalb müsse es Eigentum geben, das dem Menschen als einem Wesen, das frei und für die Zukunft schaffe, gemäß ist. Auch sei die Familie, die naturrechtlich verstanden wird, ohne Besitz sinnlos. Ferner setzen es die göttlichen Gebote voraus. Es sei unsinnig, daß sich zwei wichtige Gruppen im Wirtschaftsleben von vornherein als Gegner betrachten. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollen zusammenstehen. Unge rechtigkeit im beiderseitigen Verhältnis muß der Staat, welcher sich der Vernunft und den göttlichen Geboten unterstellt, entgegenreten. Er darf und soll in das Wirtschaftsleben eingreifen, ohne jedoch seine Macht zu mißbrauchen.

Die Enzyklika bleibt aber nicht bei allgemein gehaltenen Forderungen stehen, sondern schlägt Arbeitervereinigungen vor und fordert Verbot der Sonntagsarbeit, in bestimmter Hinsicht auch der Frauen- und Kinderarbeit und erhebt schließlich die Forderung nach angemessenem Lohn. Es ist ein Gebot natürlicher Gerechtigkeit, „daß der Lohn nicht ungenügend sein darf, um eine angemessene und ehrliche Lebenshaltung des Arbeiters zu sichern“. Letzte Forderungen sind in vielen Ländern bereits erfüllt. Man hat mit Recht gesagt, die soziale Gesetzgebung in Brasilien habe viele Gedanken aus Rerum Novarum genommen.

Utopische Forderungen zu stellen, lehnt die Enzyklika ausdrücklich ab: Arbeit und Mühsal gehören zum irdischen Leben, denn diese Welt ist kein Paradies. Armut schände nicht. Nicht der Reichtum, sondern die Tugend mache die Würde des Menschen aus. So wird Natur und Übernatur miteinander verbunden.

V. Was sagen amerikanische Kirchen zur sozialen Frage?

Vergleichen wir die Äußerungen einflußreicher Kirchen in Nordamerika und ihrer Tochterkirchen in Brasilien mit der päpstlichen Enzyklika, so ergibt sich eine überraschende Ähnlichkeit in den Forderungen. Im Credo Social der brasilianischen Methodistenkirche fordert man z. B. Schutz für Familie und Kind. Man betont das Eigentumsrecht, Mindestlohn und Schiedsgericht gehören zu den Programmpunkten. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob diese Gedanken, die schon im ersten sozialen Bekenntnis des Federal Council of Churches in Philadelphia 1908 enthalten sind, in literarischer Abhängigkeit von Rerum Novarum entstanden oder ob nur eine ähnliche Lage zu entsprechenden Forderungen geführt hat. Wenn man brasilianische Schriftsteller einsieht, welche sich in diesem Sinne zur sozialen Frage geäußert haben, wie ausser dem schon genannten João del Nero noch Barbieri „A ação social da Igreja“, 1938, und Luciano Lopes „Cristo e os problemas sociais do Brasil“, 1945, so fällt weiter auf die Ablehnung des Kommunismus und des raffgierigen Kapitalismus. Ausserdem haben sie eine

Vorliebe für die soziale Demokratie, von der sie freilich wünschen, sie möge religiös unterbaut werden. Zusammenarbeit auf kooperativer Grundlage wird vorgeschlagen: „O cooperativismo é, sem dúvida um grande passo na realização do ideal cristão, êle é o melhor meio de se acabar com a pobreza, mas a sua prática exige indivíduos completamente regenerados, e a falha deste elemento explica porque não tem alcançado maior êxito até hoje no Brasil” (Lopes). Die Christen sind und seien der eigentliche Antrieb des sozialen Fortschritts.

Begründet werden diese Forderungen nicht eigentlich naturrechtlich, wie es, wie wir sahen, weitgehend in der katholischen Soziallehre geschieht, sondern oft unter unmittelbarer Beziehung auf die Bibel. Biblizismus verbindet sich hier mit Aufgeschlossenheit für die Erfordernisse des modernen Lebens. Wir haben freilich den Eindruck, als ob die Verbindung zu schnell hergestellt ist. Barbieri beruft sich z. B. folgendermassen auf die Bergpredigt: „Este é a constituição do Reino, e nele encontramos os princípios básicos duma solidariedade humana perfeita e dum respeito à personalidade. . . Um programa de serviço enquadrado neste sermão não pode senão produzir frutos satisfatórios. Por isso o Sermão do Monte serviu sempre pedra de toque de qualquer sistema social e o ponto-de-partida de qualquer filosofia política” (Pag. 25). Eine gerade Linie scheint hier von der Bibel über die Moral ins Gebiet des Sozialen und Politischen zu weisen. Man könnte dieses „Soziale Evangelium“ (social gospel), das zwar nicht einfach Demokratie und Evangelium gleichsetzt, aber doch meint, dass die Bergpredigt „não prepara a democracia para o homem, mas o homem para a democracia“ — so der Methodistenpfarrer und Bundesabgeordnete Guarracy Silveira in „Luthero, Loiola e Totalitarismo“, 1943 — mit der „Moralischen Aufrüstung“ Frank Buchmans vergleichen. Man scheint hier vergessen zu haben, dass Gottes Reich ohne, ja gegen unser geschäftiges Tun kommt, und man verharret im „Gesetz“, wie ja die „Gesinnung“ nichts anderes ist als Gesetz im feinerem Sinne. Man vergisst dabei, dass das „Gesetz“ Zorn aufrichtet. Doch geben wir der kritischen Stimme des Nordamerikaners Reinhold Niebuhr Raum, der gewiss vom kontinentalen Denken sehr stark beeinflusst ist, gleichwohl eine neuartige ernstzunehmende Form amerikanischer Theologie vertritt, die auch seinen Landsleuten starken Eindruck gemacht hat: „Christliche Gesetzmäßigkeit hat geholfen, in das Chaos unserer Tage Verwirrung zu säen. . . . Das Heilmittel für die moderne Gesetzlosigkeit ist nicht noch stärkere Betonung des Gesetzes oder eine Bemühung darum, spezielle Gesetze spezieller herauszuarbeiten. Das Heilmittel für die moderne Gesetzlosigkeit besteht darin, daß der Götzendienst und die Selbstanbetung aller Menschen und Nationen unter Gottes Gericht gestellt und die Menschen von Gesetz und Sünde so frei gemacht werden, daß alle Dinge ihrer sein können, wenn sie Christen sind. In diesem Sinne können sie dann zwar keine anarchischen tausendjährigen Reiche bauen, aber Gemeinschaften, und können sie ständig erneuern und lebendig halten durch den Geist der Liebe“, („Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan, III, S. 18).

VI. Wie gewinnt unsere Kirche vom Evangelium einen echten Zugang zur sozialen Frage?

Als am diesjährigen Himmelfahrtstage D. Niemoeller in Porto Alegre zu den Pfarrern sprach, erwähnte er das stolze, aber verantwortungsbewußte Wort, welches er im Jahre 1934 dem Reichskanzler Hitler entgegenhielt, als dieser ihm sagte, die Kirche möchte die Verantwortung für das deutsche Volk ihm und dem Staate allein überlassen: „Auch die Kirche trägt für das Volk Verantwortung“! Gewiß ist das Wie anders und verschieden von dem des Staates zu bestimmen. Er kann und muß unter anderem seiner Verantwortung mit Gewalt und Macht Nachdruck verleihen, während der Kirche lediglich das Wort in Predigt und Seelsorge gegeben ist; in den meisten Ländern verfügt sie heute darüber hinaus noch über die Möglichkeit, es im Unterricht, in Kundgebungen und durch die Presse mitzuteilen. Sie hat also auf das „Reich Gottes zur Linken“, wie Luther Obrigkeit und Gesellschaft, wir sagen heute einfach „Staat“, genannt hat, nur indirekten Einfluß. Sie wird darum auch gewiß nicht Forderungen für den Aufbau der Gesellschaft im einzelnen stellen oder Ratschläge für die Verwaltung erteilen, sondern dies vielmehr den Fachleuten in Staat und Wirtschaft überlassen. Ihre Botschaft ist ja wirklich nicht die „Umwandlung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dieser Welt“, sondern sie spricht vielmehr das „innerste Sein“, Gewissen und Herz des Menschen an (Künneht in „Kirche und Sozialismus in neuer Begegnung“, Zeitwende, März 1949, S. 646). Weil es der Bibel auf dies Letzte ankommt, ist die Kirche des Evangeliums besser in der Lage, die letzten auch gerade dämonischen Hintergründe des Lebens deutlicher zu erkennen als der Durchschnittspolitiker, der opportunistische Staatsmann, oder der Programmgläubige. Die Ökumene erklärte darum in Amsterdam, die tiefste Ursache der sozialen Krise beruhe auf der „Weigerung der Menschen zu sehen und anzuerkennen, daß ihre Verantwortung vor Gott höher steht... als ihre Verbundenheit mit irgendeiner irdischen Gemeinschaft“ (Sektion III, Abschnitt 1). Unsere zum größten Teil weltlich ausgerichtete Gesellschaft „verkennt die ganze Tiefe des Bösen in der menschlichen Natur und die volle Freiheit und Würde der Kinder Gottes“ (ebd.) Durch den allgemeinen Abfall von Gott werden dauernd die Beziehungen der Menschen untereinander verkehrt. „Als Symptome solcher Anomalie erscheinen Ichsucht statt Nächstenliebe... Gewalt statt Verständigung, Kampf und Sieg statt Frieden“ (Künneht, a. a. O. S. 648). Auch die Christen wissen sich bis zur endgültigen Erlösung in dieser Solidarität der Schuld, ja empfinden sie im Gegensatz zu den Weltkindern, die immer geneigt sind, sich entweder resigniert mit der Unordnung abzufinden, wobei man trotzdem oder gut noch seine Geschäfte besorgen kann, oder auf Besserung durch eigene Kraft zu hoffen, diese ganz drückend, so stark, daß sie an der Wirksamkeit aller irdischen Maßnahmen zweifeln, die uns jemals irdische Vollkommenheit in Aussicht stellen. Desto mehr vertraut die Kirche als Sammlung lebendiger Christen auf das Kommen des Reiches Gottes in Christus und und betet in jedem Vaterunser darum. Weil aber also diese Welt

trotz Not, Tod und Sünde Gott gehört, ja das Reich Gottes schon jetzt im Aufbruch begriffen ist, stehen die Christen der Welt nicht gleichgültig gegenüber; nur Mystiker und Idealisten können sich das leisten. Das Reich Gottes soll auf diese freilich zu verwandelnde Erde kommen. Die von Christi Geist regierte Kirche muß darum im Hier und Jetzt schon ein Zeuge des kommenden und gekommenen Herrn sein und die Welt an ihre Abhängigkeit von ihm erinnern. Da Gott in Christo sich zu dieser Menschheit bekannt hat und ihr seine Gerechtigkeit schenkte, sind wir gehalten, auch Gerechtigkeit zu verwirklichen, d. h. zugleich: Wir sind gehalten „die besonderen Formen der Unordnung zu überwinden, durch welche das bleibende Böse in den menschlichen Gemeinschaften noch verschlimmert wird“, wir sollen „Mittel und Wege suchen, wie sie behoben oder eingeschränkt werden können (Sektion III, Abschnitt 3).

Nach dem gerade Gesagten ist das jedoch nur dann möglich und sinnvoll, wenn wir eben damit ganz ernst machen, daß Staat und soziale Ordnungen nicht nur dem Erhaltungswillen des Vater-Gottes und seiner Vorsehung unterstehen, sondern auch Christus zu ihnen eine gebende und fordernde Beziehung hat, anders gesagt, daß die Dreieinigkeit Gottes auch für die soziale Frage gilt. — H. H. Schrey, ein junger Theologe (geb. 1911) in Bonn, hat es so ausgedrückt: Gott ruft die Menschen zur Gerechtigkeit, Christus schenkt sie ihnen und fordert im Geist von ihnen die bessere Gerechtigkeit. „Nur wo von dieser Mitte aus gedacht, gelebt und geglaubt wird, kann es weltliche Gerechtigkeit geben“ und gibt es Menschen, die „aus Liebe, nicht aus Haß und Ressentiment sich für die Schaffung sozialer Gerechtigkeit einsetzen werden“, ohne utopischen Hoffnungen nachzujagen und die Spannung von Macht und Recht sowie von Gerechtigkeit und Liebe in dieser Welt ganz aufheben zu können und zu wollen („Naturrecht und Gottes Gerechtigkeit“ in „Universitas“, April 1950, S. 432—433). Noch deutlicher sagt uns in „Die soziale Frage im Licht der Bibel“, 1947, der Schweizer Prediger Lüthi was gemeint ist. Er weist uns darauf hin, daß eigentlich nur von Kreuze Christi, das uns die Vergebung der Sünden gewährt und verbürgt, die Arbeit an der sozialen Frage in Angriff genommen werden kann, da sie die Fähigkeit, vergeben zu können, voraussetzt. Im Alltag des beruflichen Lebens sei damit zu beginnen.

So kommt es gerade der christlichen Kirche auf „Menschwerdung des Menschen“ an, was letztlich nur dadurch möglich ist, daß Gott in Christus Mensch wurde und wir als Sünder an dessen Tod und als im neuen Leben Stehende an seiner Auferstehung Anteil haben.

VII. Wie beurteilt das Evangelium den Menschen in der sozialen Frage?

Küneth sagt: „Das Erlöstsein jedes Menschen schafft in einzigartiger Weise ‚Bruderschaft‘ und begründet erst wirkliche Gleichheit des Menschen vor Gott.“ Da in Christus auf jeden Menschen eine ewige Verheißung ruht, sollte jede „Degradierung zur Sache“ zur „Maschine“ und „Nummer“ ausgeschlossen sein (a. a. O. S. 650). Mit dieser For-

derung drückt er die tiefste Not aus, unter der wir alle leiden, auch in der Kirche, die in ihrer äußeren Gestalt keinesweges vor der Gefahr berechnender, liebloser Bürokratie verschont ist. Bei der sozialen Frage wird diese Notlage nur besonders deutlich. Wir alle, Christen, Nichtchristen, Angehörige gehobener und einfacher Berufe, stehen in Gefahr, von der über uns stehenden beruflichen und staatlichen Organisation nur noch als „Kraft“, die man einsetzen oder, wenn sie „versagt“ oder unbrauchbar geworden ist, „abschreiben“ muß, angesehen zu werden. Wie konnte es aber geschehen, daß der einzelne sich eine solche Behandlung trotz gelegentlichen Aufbäumens gefallen ließ und die leitenden Organe in Gesellschaft, Staat und Wirtschaft ihm seine Würde und Verantwortung nahmen? Weil beide, die oberen Organe und die unteren Schichten, den Willen Gottes verleugneten, der erst den Menschen zur Person macht, weil er ihn anredet, konnten die unpersönlichen Mächte eine so verhängnisvolle Macht erringen, während gerade die Gott verantwortliche Gesellschaft die echte Freiheit des Menschen achtet (Sekt. III, Absch. 14). Die christliche Kirche fordert darum, „den unbedingten Vorrang der Person gegenüber rein technischen Erwägungen sicher zu stellen“ (ebd. Absch. 12) und den Menschen niemals als Mittel für den Staat und die Produktion anzusehen, vielmehr seien diese für ihn geschaffen (ebd. Absch. 15); der Mensch muß darum auch das Recht haben, die Regierung zu kontrollieren, kritisieren und zu wechseln.

Auch konkrete Hinweise gibt die Amsterdamer Kirchenversammlung. Sie kritisiert die Machtzentralisierung in einiger und weniger Hände und setzt sich ein für eine Gesellschaft, die „eine reiche Vielfalt kleiner Gemeinschaftsgebilde umfaßt, in der örtlichen Verwaltung, in industriellen Organisationen einschließlich der Gewerkschaften, durch die Entwicklung öffentlicher Körperschaften oder durch freie Vereinigungen“ (ebd. Absch. 13), hinter welchen Sätzen wohl Brunners Vorschläge wieder zu erkennen sind. Mögen auch die Schweizer Verhältnisse dabei vor Augen gestanden haben, so ist doch die Richtigkeit des Gesagten kaum abzustreiten.

VIII. Wie steht die Kirche Christi heute zum Kommunismus und Kapitalismus?

H. Thielicke macht uns in seiner lesenswerten Studie „Kirche, und Öffentlichkeit“, 1947 (Vgl. Besprechung durch P. Tornquist in „Studien und Berichte“ 2/1949) wiederholt darauf aufmerksam, daß das „Personalistische“, er meint: der Vorrang der von Gott geschaffenen Person bei allem Denken und Handeln das Entscheidende sei. Die Wirtschaft ist nichts „Neutrales“, sondern „Werk“ des Menschen, der zugleich „Gegenstand des göttlichen und von der Kirche verwalteten Wortes ist“ (S. 104). Es geht letztlich garnicht um „Ökonomie“, sondern um „Anthropologie“, also um ein „seelsorgerliches Anliegen“ (ebd.).

Da heißt nicht, daß die Kirche die Wirtschaftsform vorschreibe. Der lutherische Sozialethiker Thielicke weiß, daß es keine christliche Wirtschaftsgestalt als solche gibt. In besonderer Beziehung auf unsere

Zeit, welche mit der Luthers, welcher die christliche Obrigkeit voraussetzte, nicht gleichgeordnet ist, fährt er aber fort: „Es gibt aber auch nicht bloß christliche Wirtschaftler; sondern es gibt bestimmte unchristliche Wirtschaftsgestalten“ (ebd. S. 105). So führt nicht nur der kommunistische Kollektivismus, sondern auch der „Monopolkapitalismus“ zur „Entmenschlichung des Menschen.“ Der Mensch, der in diesen Gebilden zu leben gezwungen ist, läuft Gefahr, sein persönliches Sein zu verlieren, da er nicht mehr einer konkreten Person, sondern einem abstrakten Staats-Es oder einer unpersönlichen Aktiengesellschaft gegenübersteht, die ihn zermürben, die er selbst aber kaum greifen, geschweige zur Rechenschaft ziehen kann, da sie sich in brutaler, unheimlicher Namenlosigkeit tarnen.

In ähnlicher Hinsicht sagte bereits schon Dietrich Bonhöffer in seiner während des Krieges 1940—1943 entstandenen Ethik, die jetzt gedruckt vorliegt: „Es gibt zum Beispiel bestimmte Wirtschafts- oder Sozialgesinnungen und -Zustände, die dem Glauben an Christus hinderlich sind und das heißt auch, das Wesen des Menschen in dieser Welt zerstören. Es ist z. B. die Frage, ob der Kapitalismus oder Sozialismus oder Kollektivismus solche glaubenhindernden Wirtschaftsgestalten sind“ (S. 282). Wieder fällt uns auf die enge Verbindung von Menschsein und Glauben!

Die Amsterdamer Kirchenversammlung lehnt es zunächst ab, die Frage nach der Sozialisierung der Produktionsmittel zu entscheiden. Gewiß hat dabei m. E. die berechnete Rücksichtnahme auf die christlichen Sozialisten in Europa mitgespielt. Ist doch der englische Wirtschaftsminister Cripps ein bewußter Christ! Sie gibt allerdings den Sozialisten zu bedenken, „daß die Institution des Eigentums als solches nicht die Wurzel der Verderbnis der menschlichen Natur ist.“ Den unbedingten Verteidigern des Eigentums sagt man, „daß Privateigentum kein unbedingtes Recht ist“, es muß darum „den Erfordernissen der Gerechtigkeit gemäß erhalten, eingeschränkt und verteilt werden“ (Sektion III, Absch. 11). Angesichts der drohenden Macht des Kommunismus sollen Kirche und Christen zunächst einmal Buße tun und die eigenen Versäumnisse bedenken, bereuen und einsehen.

Zu dem System des „atheistisch-marxistischen Kommunismus“ kann sie allerdings nur in Gegensatz stehen. Sein Glaube an die Möglichkeit einer Erlösung im Diesseits und an die Vorzüglichkeit der proletarischen Klasse sowie deren Partei mit ihren totalitären Zwangsmethoden, die zur rücksichtslosen Behandlung der Gegener führen, sind ebenso unchristlich, wie es offensichtlich ist, daß der in ihm vertretene deterministische Materialismus nicht mit der christlichen Anschauung vom Menschen als einer nach Gottes Ebenbild geschaffenen und Ihm verantwortlichen Person zu vereinbaren ist (ebd. Absch. 19).

Aber auch der schrankenlose „laissez-faire Kapitalismus“ wird verworfen, der die Tendenz hat, dem wirtschaftlichen Vorteil der Besitzer alles unterzuordnen und so „schwerwiegende Ungleichheiten“ erzeugt. In den westlichen Ländern hat er den Materialismus des Geldverdienens erzeugt und hat oft zu sozialen Katastrophen, z. B. Massenarbeitslosigkeit

keit geführt (ebd. Absch. 21). Abschließend heißt es über beide: Sie „haben Versprechungen gemacht, die sie nicht einlösen konnten. Die kommunistische Ideologie betont wirtschaftliche Gerechtigkeit und verheißt, die Freiheit werde sich automatisch aus der Vollendung der Revolution ergeben. Der Kapitalismus betont die Freiheit und verheißt, die Gerechtigkeit werde sich ganz von selbst aus der freien Wirtschaft ergeben. Auch dies ist eine Ideologie, die sich als falsch erwiesen hat. Es gehört zu der Verantwortung der Christen, neue schöpferische Lösungen zu suchen, die es nicht zulassen, daß Gerechtigkeit und Freiheit sich gegenseitig zerstören“ (ebd. Absch. 23).

IX. Worin besteht die soziale Funktion der Kirche?

Wenn in einer Versammlung z. B. einer P. K. ein Vortrag gehalten ist, in welchem Ursachen für eine Not und verschiedene Möglichkeiten zu ihrer Überwindung grundsätzlich aufgezeigt worden sind, so erhebt sich gewöhnlich sehr bald in der Aussprache die Frage: Was sollen wir denn tun? Der Mensch möchte bestimmte Weisungen empfangen oder doch mindestens ein Programm erfahren, nachdem er sich richten kann. Ein Teil der Anziehungskraft der katholischen Kirche besteht darin, daß sie beides anbietet. Was sagt nun die Kirche des Evangeliums?

Nach dem bisher Ausgeführten dürfte und sollte deutlich geworden sein, daß es kein evangelisches Sozialprogramm als solches gibt. Martin Luther würde das genau so verworfen haben, wie er den Gedanken einer christlichen Gesellschaft an sich oder den eines christlichen Schusterhandwerkes abgelehnt hat. Wohl gibt es christliche und evangelische Politiker, Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten und Arbeiter. Früher hat man gemeint, die Kirche solle sich damit begnügen, diesen in Gottesdienst und sonst das Evangelium zu predigen und dabei hoffen, daß es sich im beruflichen Leben schon auswirken wird. Der Amsterdamer Bericht betont, daß in der Tat „der größte Beitrag, den die Kirche zur Erneuerung der Gesellschaft leisten kann... die Erneuerung ihres eigenen Lebens in Glauben und in Gehorsam gegen ihren Herrn“ ist (Sekt. III, Absch. 23). „Der Einfluß der gottesdienstlichen Gemeinden“, so heißt es weiter, ist dabei besonders groß, „wenn diese Gemeinden Menschen aus vielen sozialen Gruppen umfassen“. Es wäre jedoch falsch, wenn wir annehmen, die soziale Funktion erschöpfe sich darin. Auch außerhalb des Gottesdienstes im engeren Sinne, der gewiß immer der Mittelpunkt allen kirchlichen Lebens bleibt — und es stimmt etwas nicht, wenn man ihn gering achtet, — muß das Wort Gottes gesagt und gehört werden. Die Kirche soll ihre Glieder auch dahin bringen, „in neuer Weise danach zu fragen, worin ihre christliche Verantwortung besteht“, ob sie nun Arbeitgeber oder Arbeitnehmer sind oder einen anderen Beruf ausüben, in dem sie Entscheidungen treffen müssen (Absch. 27). Wenn diese im christlichen Sinne fallen sollen, muß man zuvor den anderen anhören können, eine Fähigkeit, die unserem Geschlecht bei seiner großen Wortfertigkeit immer mehr verloren geht, da unser Reden mit anderen meistens den Charakter des Monologs, der Selbstrechtfertigung oder der Berechnung trägt. Der Amsterdamer Bericht

begrüßt es, daß es bereits schon Gruppen von Christen gibt, „die in ihrer Arbeit ganz ähnliche Probleme zu lösen haben“ und die zusammen leben und beraten, „um zu entdecken, was ihnen als Christen zu tun obliegt“ (Absch. 27). Bei solchen brüderlichen Aussprachen müßte und dürfte es sich herausstellen, wie entfremdet wir gerade an unserer Arbeitsstätte dem lebendigen Christentum sind.

Aber auch mit einer „Einübung im Christentum“, die der Glaube verlangt, welcher immer mehr ist als religiöses Denken, Fühlen und Wollen, ist noch nicht alles gesagt. Zu bestimmten Zeiten wird von der Kirche erwartet, daß sie „durch ihre Räte oder durch in ihren Namen dazu beauftragte Personen“ ein klares Wort zu den „konkreten Formen des Unrechts, der Unterdrückung und des sozialen Gottesdienstes“ in aller Öffentlichkeit sagt. Es kann ein weisendes oder warnendes Wort sein (Absch. 25). Es muß deutlich hart, aber doch nicht ohne Liebe und Verständnis geredet werden. Auf keinen Fall soll sie aber irgendeine Selbstverständlichkeit der Zeit wiederholen, christlich begründen oder auch einfach das ablehnen, was jeder heute verwirft, da solches nur peinlich wirkt, sondern es muß eine biblische Antwort auf eine allgemein gefühlte Not sein.

X. Hat die Kirche vor der Nicht- oder Nachchristlichen Welt öffentlich eine soziale Funktion?

Wenn die Kirche eine soziale Kundgebung erläßt, kann man den Einwand hören: Das ist zwecklos, denn die meisten hören sie nicht, oder wenn diejenigen, an die sie besonders gerichtet ist, sie doch vernehmen, beachten sie nicht das Gehörte. Einmal kann dieser Einwand der Kirche Anlaß zur Selbstprüfung sein: Hat sie auch deutlich, konkret, nicht zu diplomatisch gesprochen, und hat sie wirklich auf Menschendienst dabei verzichtet. Wenn sie in dieser Beziehung ein gutes Gewissen hat, darf sie nicht schweigen. Wir sahen ja oben, die ganze Welt untersteht grundsätzlich Gott in Christus, auch die ihm entfremdete gehört als der verlorene Sohn ihm. Thielicke sagt darum: „Wir dürfen nicht kleingläubig fragen, wie wir die Öffentlichkeit meistern sollen, weil der Meister öffentlich ist“ (a. a. O. S. 126). Eine geschichtliche Überlegung mag es verdeutlichen: Nachdem die abendländische Menschheit einmal die Christusbotschaft vernommen hat und von ihr Wirkungen ausgegangen sind (Sklavenbefreiung, bessere Stellung der Frauen, humane Behandlung der Gefangenen), kann sie diese nur ablehnen oder annehmen. Mag sie in den letzten Jahrhunderten mehr geneigt sein, die von ihr empfangenen Einflüsse wieder vergessen zu wollen und darum der Kirche nur eine Existenz im Winkel als unverbindliches Schmuckstück der Gesellschaft zuzuerkennen, so bleibt doch die Botschaft von Christus öffentlich, selbst wenn man seine Kirche in ein getarntes oder offenes Ghetto abdrängt. Freilich ist der Gemeinde Jesu nicht verheißen worden, daß sie Welt und Öffentlichkeit vor dem Ende der Geschichte jemals ganz gewinnen, vielmehr das Gegenteil, daß sie um Jesu willen gehaßt wird. Sie darf aber deshalb nicht aus der Not eine falsche Tugend machen und in unbiblischer „Innerlichkeit“ sich auf

sich selbst zurückziehen und abseits vom Strom des Lebens warten, ob nicht noch einige mehr aus der Masse der Verlorenen auf ihre Botschaft hin in ihre Arche kommen wollen. Sie ist aller Welt die Predigt des Evangeliums Christi schuldig, das in Zuspuch und Anspruch „unser ganzes Leben“ umfaßt, wie es im zweiten Satz der Barmer Erklärung heißt.

Es sollte deutlich werden, wie sich dies als die „soziale Funktion der Kirche“ auswirken kann. Wenn wir dabei zugleich im Auge behalten, daß der Endsieg Christi erst im letzten Gericht vor aller Welt deutlich wird und bis dahin das Kreuz über der Kirche steht, sind wir auch zugleich vor der Gefahr der sozialen Betriebsamkeit bewahrt, die meint, daß wir alles machen können, wenn wir es nur mit der richtigen Gesinnung und einer entsprechenden Geschicklichkeit anfassend und vielleicht neue Ämter und Vereinigungen schaffen, um auf diesem „Gebiet“ zu arbeiten; der Teufel steht dann gewöhnlich im Hintergrund und sieht sein Reich wachsen. Neben der Betriebsamkeit ist aber noch die verlogene, christlich getarnte Resignation eine Gefahr. Denn der Zusammenhang von Gottes Gerechtigkeit und Menschengerechtigkeit gilt nicht nur für Christen, sondern auch für Nichtchristen (Vgl. Schrey, a. a. O. S. 433). Die Kirche hat beide daran zu erinnern. Sie darf es tun, weil sie weiß, daß einmal der Zeitpunkt kommen wird, an dem die Heiden sagen werden: Kommt, laßt uns zum Hause des Herrn hinaufziehen (Jes. 2, 3). Dann wird der Glaube „schauen, was er geglaubt hat. Und der Unglaube muß schauen, was er nicht geglaubt hat“. Thielicke, a. a. O. S. 127). Da aber das Reich Gottes seit und in Christus bereits im Kommen ist, wirkt seine im Ganzen der großen Welt verborgenen Herrlichkeit bereits schon in diese noch sündige Weltzeit hinein. Jene ist schon sichtbar in der dienenden Liebe, in der Anerkennung des anderen als eines Mitbruders und Geschöpfes Gottes und im Zeugnis der mahnenden und weisenden Rede als Licht der Welt (Matthäus 5, 14). Darin besteht der christliche Beitrag zur sozialen Frage.

Dr. E. Fülling.

Kommunismus, Kapitalismus und Christentum.

A. J. Renner.

(Für die „Diários Associados“).

Ins Deutsche übertragen von Herrn Dr. K. Becker.

Der Züricher Universitätsprofessor Emil Brunner, Doktor der Theologie, hat soeben sein Referat über das Thema veröffentlicht, das uns zur Überschrift dient und das er auf dem Kongreß der Evangelischen Kirchen in Amsterdam im August 1948 gehalten hat.

In einem Artikel wies ich bereits auf die Beschlüsse jener Versammlung hin, die uns damals unvollständig übermittelt worden sind, wie sich jetzt aus der Lektüre der Schrift entnehmen läßt, wieweil letztere ich der Aufmerksamkeit eines Freundes verdanke.

Im ersten Teil seiner Abhandlung untersucht dieser hervorragende Theologe von einem idealen Beobachtungspunkt aus, wie es die vorbild-